

Andreas Tacke

„jung wie ein Parvenü“. Auswirkungen der Reformation auf die Baugeschichte Preußens

Theodor Fontane formulierte in seinem letzten Werk, „Der Stechlin“, den (scheinbar nur) konfessionellen Konflikt im Wilhelminischen Preußen der Jahrhundertwende knapp und bündig: „Der Unglaube wächst, und das Katholische wächst auch. Und das Katholische, das ist das Schlimmere“.¹ Was Fontane seiner Romanfigur, der Domina eines evangelischen Damenstiftes, beim Tischgespräch in den Mund legt, dürfte den Leser der ersten Buchausgabe von 1899 getroffen haben, so oder so. Angesprochen war nämlich ein Konflikt, der seit dem Bismarckschen Kulturkampf von evangelischer und katholischer Seite in Preußen heftig ausgetragen wurde und der bei seinem Pro und Contra die unterschiedlichsten Formen angenommen hatte. Der aus heutiger Sicht skurrilste Ausdruck, bei dem mit Hilfe eines mittelalterlichen Ziegelformates an die vorreformatorische Entstehungsgeschichte Preußens und an eine Weisung erinnert werden sollte, sei hier vorgestellt.

Der Ausgangspunkt des konfessionellen und politischen Konfliktes lag weit zurück. 1539 wurde die Keimzelle des späteren Preußen, Berlin und die Mark Brandenburg, durch den Übertritt des Landesherrn lutherisch.² Nach einer Übergangszeit bildeten die Katholiken die Minderheit, eine Situation, die sich auch um 1900 nicht geändert hatte. Sie lebten im Preußen Kaiser Wilhelms II. (1859–1941, reg. 1888–1918) in der Diaspora. Durch die starke wirtschaftliche Prosperität wuchs ihre Zahl zwar in der Reichshauptstadt selbst ungewöhnlich stark an, jedoch verbanden sich damit für die Seelsorge mehrere Problemkreise. „Das Heraustreten aus alten kulturellen Bindungen und sozialen Verflechtungen und der Einfluß einer ungläubigen, antikirchlichen oder indifferenten Umwelt förderten ebenso wie die schweren Belastungen im Berufsleben die religiöse Gleichgültigkeit und die Entfremdung vieler zugewanderter Katholiken von der Kirche. Einen Teil der Arbeiterschaft verlor die katholische Kirche an die sozialistische Bewegung, die teilweise einen militanten Atheismus vertrat (...). Die spezifischen Gefahren der Diasporasituation bestanden entweder in der Preisgabe der konfessionellen Identität oder in der Konzentration auf den eigenen konfessionellen Bereich, was zur Abkapselung von der konfessionellen Mehrheit und von modernen Entwicklungen führen konnte“.³ Erschwert wurde weiterhin die Situation dadurch, daß die jungen katholischen Kirchengemeinden vor einem Neuanfang standen. „Ihre“ mittelalterlichen Kirchen dienten seit der Einführung der Re-

formation dem evangelischen Gottesdienst. Erst 1750 wurde in Berlin wieder eine katholische Kirche, St. Hedwig, gebaut. Mit großem zeitlichen Abstand folgte 1861 St. Michael. Die Bautätigkeit um 1900 sah für die jungen Kirchengemeinden zwar besser aus, jedoch blieb sie weit hinter der der evangelischen Kirche zurück: Etwa alle vier Monate wurde eine neue evangelische Kirche in Berlin eingeweiht. Die Wirkung auf die Katholiken muß beachtlich gewesen sein, zumal sie über den politischen Aspekt der großzügigen staatlichen Förderung des evangelischen Kirchenneubaus nicht im Unklaren gelassen wurden: „Die Annahme des lutherischen Glaubensbekenntnisses durch den Kurfürsten Joachim II. hat die Hohenzollern zum Herren im eigenen Hause gemacht; darin liegt die politische Bedeutung der Reformation in der Mark. Es wäre schlechterdings unmöglich gewesen, einen Staat (...) zusammenzufügen, wenn man die Herrschaft mit der Kirche hätte teilen müssen.“⁴

In dieser Situation bildete die katholische Bevölkerung verschiedene Strategien aus, um ihre konfessionelle Identität zu sichern und den Anschluß an moderne Entwicklungen zu gewinnen. So erinnerten sie auf unterschiedlichste Weise an „ihre“ Geschichte, die weit vor der Zeit der Reformation lag und somit, nach ihrer Auffassung, die Wurzeln des preußischen Staates bildete und damit den Erben einen gebührenden Platz im Staat einräumte.

Damit trafen sie allerdings ins Mark des evangelischen Glaubens- und Geschichtsverständnisses. Heftige Reaktionen blieben nicht aus. Johannes Eck (1486–1543) hatte für den Konflikt die Saat gelegt, die in der Wilhelminischen Ära die abenteuerlichsten Früchte trug: Auf der Leipziger Disputation von 1519 warf Eck Martin Luther (1483–1546) vor, die neue Lehre sei wider den ununterbrochenen vergangenen und gegenwärtigen Konsens von Schrift, Vätern, Theologen, Konzilien und Päpsten, mit anderen Worten geschichtslos. Dieser Singularitas-Vorwurf war noch im späten Historismus produktiv. Dies ist am deutlichsten anhand der sogenannten grauen Literatur festzustellen. Die in Massenaufgaben gedruckten „Geschichtswerke“ enthielten die unterschiedlichsten Standpunkte zu Preußens Historie, seinem Ursprung und seinem Werden. Darin wähten sich die Katholiken als die eigentlichen „Kulturträger“, hatten doch „ihre“ Vorfahren, die Zisterziensermönche, die Mark Brandenburg christianisiert,



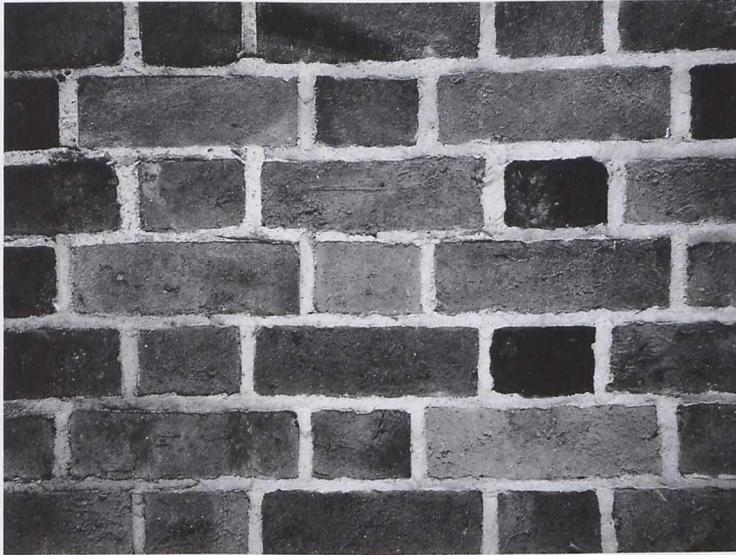
1. Kath. St. Bonifatius-Kirche (1907) von Max Hasak in Berlin-Kreuzberg (Aufnahme 1972)



2. Ev. Apostel-Paulus-Kirche (1894) von Franz Schwechten in Berlin-Schöneberg (Aufnahme 1987)

und billigten der evangelischen Kirche nur eine Geschichte nach dem Jahre 1539 zu. Die andere Seite konterte am 350. Jahrestag der Einführung der Reformation, am 1. November 1889 in der „Königlich privilegierten Berlinischen Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen“, der „Vossischen Zeitung“ unversöhnlich: „Der Katholizismus hat die Mark niemals verloren, weil er sie niemals besessen hat. Die ausbreitende Kraft, welche der katholischen Kirche innewohnte, fand ihre Schranke an dem eigentümlichen, hartnäckigen und hartverständigen Volksschlage, der die Streusandbüchse des deutschen Reiches bewohnt. Er hatte den Katholizismus wohl angenommen, aber nicht in sich aufgenommen. Er beobachtete die äußeren Formen, aber unter einem dünnen Firnis erhielt sich das alte Heidentum mit großer Zähigkeit. Erst in der neuen Form wurde das Christentum dem märkischen Bauerngeschlecht annehmbar; es wurde an demselben Tage christlich und lutherisch.“⁵

Solche Absurditäten sind heute schwer verständlich und methodisch nur mentalitätsgeschichtlich zu erklären. Ihre Verbreitung war um 1900, was in der Forschung wenig Beachtung findet, erstaunlich weit gediehen. Besonders in der schon genannten grauen Literatur, aber auch in der oben zitierten konfessionell und politisch gebundenen Tagespresse, bekamen sie ihr Forum. Daß sie ihren Ausdruck auch in der Architektur Preußens gefunden hatte, soll hier im Vergleich der katholischen St. Bonifatius-Kirche (1907) von Max Hasak (1856–1934) in Berlin-Kreuzberg (Abb. 1) und der evangelischen Apostel-Paulus-Kirche (1894) von Franz Schwechten (1841–1924) in Berlin-Schöneberg (Abb. 2) aufgezeigt werden.⁶ Beide historistischen Kirchen orientieren sich an der märkischen Backsteingotik, ihre konfessionelle Ausrichtung ist am Baustil so ohne weiteres nicht ablesbar. Geht man aber näher heran, ist der Unterschied sofort zu erkennen und die Konfessionszugehörigkeit am Ziegelformat(!) festzumachen. Die Kirche von



3. „Klosterziegel“ im „Märkischen Verband“ aus zwei Läufern und einem Binder (1 m Wandlänge)



4. „Reichsziegel“ im „Block- oder Kreuzverband“, dabei wechseln sich reine Läufer und Binderschichten ab (1 m Wandlänge)

Hasak ist im „Klosterziegel“ (Abb. 3), die Kirche von Schwechten im „Reichsziegel“ (Abb. 4) errichtet.

Die katholischen Kirchengemeinden verwendeten bei ihren Neubauten zur Jahrhundertwende den mittelalterlichen großen Ziegel (Höhe 9 cm, Länge 28 cm), während die evangelische Kirche mit dem kleineren (Höhe 6,5 cm, Länge 25 cm), seit der Reichsgründung (1871) genormten, sogenannten Reichsziegel baute. Auch die Vermauerungstechnik läßt in der Regel die Konfessionszugehörigkeit erkennen: Bei den katholischen Kirchen fanden die sogenannten historischen Mauerverbände, wie „Märkischer Verband“ und „Gotischer Verband“, und bei den evangelischen Kirchen die modernen Verbände, wie „Block- oder Kreuzverband“ und „Binderverband“, Anwendung.⁷

Das Erinnern an die Christianisierung der Mark Brandenburg erfolgte von katholischer Seite aber auch mittels des 1180 gegründeten Zisterzienserklosters Lehnin, welches eben mit dem mittelalterlichen Klosterziegel erbaut war. Man ging so weit, die Fassaden der Berliner Kirchenneubauten dem Formenkanon der märkischen Backsteingotik der Klosterkirche Lehnin zu entlehnen. Mit Lehnin waren aber nicht nur die weiterreichenden Geschichtswurzeln der Katholiken gegenüber der evangelischen Kirche benannt, sondern auch die „Lehninsche Weissagung“ angesprochen. Diese Fälschung aus dem späten 17. Jahrhundert, sie ist heute in Vergessenheit geraten und nur noch Lesern der Werke Fontanes vertraut, sagt den Untergang des Hohenzollernhauses voraus. Ausgangspunkt der Prophezie war der Übertritt zur lutherischen Lehre durch den Landesherrn, Kurfürst Joachim II. von Brandenburg (1505, reg. 1535–1571), im Jahre 1539. Von da an gerechnet sollte das Herrscherhaus in der elften Generation ausgestorben und die führende Rolle der katholischen Kirche wiederhergestellt sein. Schon Fontane (1819–1898), der in seinen „Wanderungen durch

die Mark Brandenburg“ sehr ausführlich auf das Vaticinium eingeht, mußte sich nicht mehr über die Echtheit der Prophezie Gedanken machen, denn er stellte zutreffend fest: „Friedrich Wilhelm III. [1770, reg. 1797–1840] war bereits der elfte Hohenzoller nach Joachim; der Zeiger der Uhr ist über die verhängnisvolle Stunde ruhig hinweggegangen, die Hohenzollern leben, und nur die Weissagung, echt oder nicht, ist tot.“⁸ Spätestens jetzt hätte die Diskussion um die Weissagung beendet und dieser ein gebührender Platz in dem antipreußischen Horrorkabinett zugewiesen werden können. Doch das Für und Wider verstummte nicht. Den antipreußischen Ressentiments diente die Lehninsche Weissagung auch weiterhin als Vehikel.⁹ Wer der Verfasser der um 1680 gefertigten Weissagung war, ist unbekannt. Daß er der evangelischen Kirche und den Hohenzollern feindlich gesinnt war, geht aus dem Vaticinium selbst hervor. Die publizistische Wirkung war erstaunlich: 1723 kam die Prophezie im Druck heraus. Seitdem erschien sie in Hunderten von Streitschriften. Übersetzungen in andere Sprachen liegen vor. Eine besondere Rolle spielte sie noch 1914/18 in Frankreich, wo sie in französische Weissagungen Aufnahme fand. Je nach Standpunkt ließ sich die Weissagung gegen oder für das preußische Herrscherhaus interpretieren und auf neue historische Ereignisse hin in der Auslegung aktualisieren. So arbeitete Fontane, in dessen erster Ausgabe seines Romans „Vor dem Sturm“ die Lehninsche Weissagung noch gefehlt hatte, diese nach dem Krieg 1870/71 als Hoffungsmotiv für den von ihm im Roman geschilderten Befreiungskrieg 1812/13 gegen Napoleon ein: „Und die Mark vergißt all ihrer Leiden, und kein Fremdling darf fürder über sie frohlocken.“¹⁰ Den Einstieg in die Rezeptionsgeschichte der Weissagung ermöglicht das „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“; eine Spezialbibliographie von 1879 verschafft einen ersten summarischen Überblick. Häufig gedruckt wird sie in den ersten Jahren Fried-

richs des Großen (1712, reg. 1740–1786), zur Zeit der preußischen Niederlagen 1806/07, während der 1848er Auseinandersetzung, im 1866er Krieg oder im Bismarckschen Kulturkampf. Im 19. Jahrhundert erreicht die Lehninsche Weissagung breite Volksschichten, wozu die Tageszeitungen und die graue Literatur beitragen. Im Lager der Echtheitsbefürworter fanden sich im Laufe der Zeit, wie die Aufstellung errahnen läßt, sehr unterschiedliche Gruppen. Immer dabei waren die Katholiken Brandenburg-Preußens.

Das Erinnern an die eigene, ältere Geschichte und die ständige Anspielung auf Lehnin und damit an die antipreußische Weissagung, die ja in ihrer Quintessenz die Wiederherstellung („restitutio“) der alten Glaubens- und Besitzverhältnisse, also die Vormachtstellung der römisch-katholischen Kirche, zum Inhalt hatte, zeigte Wirkung. Der Minister (seit 1817) für „Kultus, Unterricht und Medizinalwesen“, Karl Sigmund Franz Frhr. von Altenstein (1770 bis 1840) beauftragte den gerade (1821) ernannten „Historiographen des preußischen Staates“, Friedrich Wilken (1777–1840), 1821 mit der Untersuchung des Vaticaniums. Das Ergebnis war vorprogrammiert, eine Fälschung¹¹, doch ist der Vorgang an sich schon sehr bemerkenswert. Für das „Reformationsjubiläum“ 1839 ließ dann auch die Stadt Berlin eine Reformationsmedaille von Carl Pfeuffer (1801–1861) anfertigen, die den angeblich letzten Hohenzollern, Friedrich Wilhelm III., zusammen mit dem Kurfürsten Joachim II. darstellt (Abb. 5–6).¹² Und allen Unkenrufen zum Trotz ordnete Friedrich Wilhelm III. selbst die bauhistorische Erforschung der seit der Reformation verfallenen Klosteranlage Lehnin, die Friedrich Adler (1827–1908) dann durchführen sollte, an. Auch seine Thronnachfolger verhielten sich zu Lehnin in einer nie zuvor gekannten Eindeutigkeit. So soll von Versailles aus und zwar am Tag der Kaiserproklamation(!), also am 18. Januar 1871, von Kaiser Wilhelm I. (1797, reg. 1861–1888) angeordnet worden sein, daß das Kloster Lehnin endgültig wiederherzustellen sei und dem evangelischen Gottesdienst dienen sollte. Am Tag des größten Triumphes preußischer (bismarckscher) Politik, die Besinnung auf den Ort, den antipreußische Kräfte zum Ausgangspunkt unheilvoller Prophezeiungen erkoren hatten. Die Antwort war durch die Geschichte selbst gegeben worden: glanzvoller Aufstieg statt schmachlicher Untergang! Die Wiederherstellung der Klosteranlage in den folgenden Jahrzehnten wurde nun als Erfüllung der Weissagung, in Umkehrung ihrer ursprünglich Intention, gedeutet. Denn Lehnin sei nun wieder im alten Glanze erstrahlt.¹³

Die Hinwendung Preußens zu Lehnin, die Bemächtigung seiner vorreformatorischen Geschichte (Grablege der Askanier) und der Versuch, sich selbst dadurch zu legitimieren, verwundert bei einem modernen Staat. Doch Preußen, als Keimzelle des Deutschen Reiches, befand sich in einem Dilemma: Durch das Sumepiskopat, bei dem der Landesherr auch die oberste Kirchengewalt inne hatte, war Preußens Herrscherhaus an eine Kirche gebunden, deren konfessionelle und politische Gegner nicht müde wurden, deren Geschichtslosigkeit zu unterstreichen und die Reformation gar als Ursache für das Aus-

5. Reformationsmedaille

von 1839 (recto)

„Doppelbildnis Friedrich Wilhelms III. und Joachims II.“, Bronzemed. von Carl

Pfeuffer, Durchmesser 45 mm



6. Reformationsmedaille

von 1839 (verso) „Der

Rat von Berlin nimmt in

Gegenwart des Kurfür-

sten das Abendmahl in

beiderlei Gestalt“, Bronze-

med. von Carl

Pfeuffer, Durchmesser 45 mm

einanderfallen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation verantwortlich zu machen. Rückwirkende Geschichtskonstruktionen waren nötig, um dieses Dilemma, auch das der nationalen Identität und politischen Traditionsbildung, zu überbrücken.¹⁴ Dies kommt auch in zahlreichen Werken der bildenden Kunst und Architektur der Jahrhundertwende zum Ausdruck.¹⁵ Die katholischen Kirchengemeinden verschärfen diesen Konflikt, indem sie mit Hilfe des Klosterziegels die Erinnerung an die vorreformatorische Geschichte wachhielten. Der Staat mußte zu reagieren. Immer mehr öffentliche Bauten wurden mit dem „Ziegel im großen Format“ errichtet und damit versucht, dem Klosterziegel seine Exklusivität als „katholischer Ziegel“ zu nehmen. Die Verwendung des großen Ziegels muß derart zugenommen haben, daß die Ziegelindustrie mit dramatisch formulierten Aufrufen („Der Kampf um das Klosterformat“) auf diese Tatsache aufmerksam zu machen suchte. Einer ganzen Industrie, so ihre Befürchtungen, die mit ihren Produktionsanlagen auf den Reichsziegel ausgerichtet war, drohe schwerer Schaden, Arbeitsplätze seien gefährdet.¹⁶ Doch der Ruf sollte ungehört bleiben. Am 10. Oktober 1902 wird der „Runderlass, betreffend Verwendung von Ziegeln grossen Formats“ in Kraft gesetzt: „Für monumentale Backsteinbauten, insbesondere für Kirchenbauten, empfiehlt sich,

um ihnen das wirksame Gepräge zu geben, welches die mittelalterlichen Backsteinbauten auszeichnet, die Verwendung von Ziegeln grossen Formates.“¹⁷

Wenn man diesen, mit der Normierung einhergehenden, Versuch der Vereinnahmung des großen Ziegelformates (nun auch für den evangelischen Kirchenbau) in einem Satz ausdrücken wollte, könnte man formulieren: Aus dem „Klosterziegel“ war ein „Reichsziegel“ geworden. Wer den großen Ziegel fortan verwendete, baute „preußisch“!

Die Rechnung scheint nicht aufgegangen zu sein. Weiterhin, trotz der Normierung und staatlichen Empfehlung diesen Ziegel zu verwenden, bauten nahezu nur die katholischen Kirchengemeinden in der Reichshauptstadt mit „ihrem“ Ziegel. Die evangelischen Kirchen – schon die Bezeichnung „Klosterziegel“ verhinderte in der aufgeheizten Situation seine Verwendung – wurden weiterhin mit dem Reichsziegel (und dies war wohl auch als politisches Bekenntnis zu verstehen) errichtet.

Die Architektur der märkischen Backsteingotik, vornehmlich der des Klosters Lehnins, in Verbindung mit dem Klosterziegel, sollte an die Kirchen der vorreformatorischen Zeit anknüpfen. Ganz in diesem Sinne gibt die „Märkische Volkszeitung“, die „Katholische Volkszeitung für Berlin und die Mark“, im Reformationsjahr 1889 dem „furchtsamen Katholiken“, der seine Kirchengemeinde in der preußischen Diaspora wegen der erdrückenden evangelischen Bevölkerungsmehrheit und der allgemeinen politischen Situation nicht bekennen würde, zu bedenken: „Graben wir doch aber nur einige Fuß tiefer in Berlin und auch anderswo in der Mark – und wir stoßen sofort auf katholischen Boden.“¹⁸

Ihre neuen katholischen „Dorfkirchen“ sollten in der modernen Großstadt die Erinnerung an die Wurzeln des preußischen Staates wachhalten und den Erben dieser Geschichte den gebührenden Platz in der Gesellschaft sichern. Das Erinnern von Preußischer Geschichte qua mittelalterlicher märkischer Dorfkirchen reicht jedoch weiter zurück. Auch dies kann mit Fontane belegt werden. In seinem 1878 erschienenen Roman „Vor dem Sturm“ hebt er schon die Bedeutung dieser Kirchenbauten, an die eine Generation später die Berliner katholischen Bauherren im wilhelminischen Preußen anknüpften, für das Geschichtsverständnis Preußens hervor: „Nur unsere Dorfkirchen stellen sich uns vielfach als Träger unserer ganzen Geschichte dar, und die Berührung der Jahrhunderte untereinander zur Erscheinung bringend, besitzen und äußern sie den Zauber historischer Kontinuität.“ Dagegen sei, so Fontane weiter, „Schloß Sanssouci ... jung wie ein Parvenü“.¹⁹

Anmerkungen (Stand: März 1996)

- 1 Theodor Fontane: Der Stechlin, Frankfurt am Main: Insel Taschenbuch (mit einem Nachwort von Walter Müller-Seidel) 1980, S. 98.
- 2 Mit weiterführender Literatur siehe Andreas Tacke: Der katholische Cranach. Zu zwei Großaufträgen von Lucas Cranach d. Ä., Simon Franck und der Cranach-Werkstatt 1520–1540 (= Berliner Schriften zur Kunst, 2), Mainz 1992, bes. S. 170–267.
- 3 Hans-Georg Aschoff: Berlin als katholische Diaspora, in: Seelsorge und Diakonie in Berlin. Beiträge zum Verhältnis von Kirche und Großstadt im 19. Jahrhundert und beginnenden 20. Jahrhundert (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, 74), hrsg. von Kaspar Elm und Hans-Dietrich Looock, Berlin und New York 1990, S. 223–232, hier S. 224.
- 4 Die Reformation in der Mark, in: Vossische Zeitung (Nr. 511) vom 1. November 1889.
- 5 Ebd.
- 6 Zu den genannten Kirchen siehe, mit Nachweis der zeitgenössischen Literatur, Stephan Waetzoldt (Hrsg.): Bibliographie zur Architektur im 19. Jahrhundert. Die Aufsätze in den deutschsprachigen Architekturzeitschriften 1789–1918, 8 Bde., Nendeln 1977.
- 7 Der Zeitraum für diese bis jetzt von der Forschung noch nicht berücksichtigte materialikonographische Besonderheit beim Berliner Kirchenbau des späten Historismus, ist etwa mit der Regierungszeit (1888–1918) Kaiser Wilhelms II. einzugrenzen. Mit zahlreichen Vergleichsbeispielen und weiterführender Literatur siehe Andreas Tacke: Kirchen für die Diaspora. Christoph Hehls Berliner Bauten und Hochschultätigkeit 1894–1911 (= Die Bauwerke und Kunstdenkmäler von Berlin, Beiheft 24), Berlin 1993, und Andreas Tacke: Klosterziegel contra Reichsziegel. Überlegungen zur Ikonographie und Ikonologie der Berliner Architektur und bildenden Kunst des späten Historismus, in: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 1994, S. 141–159.
- 8 Theodor Fontane: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Bd. 3: Havelland, Frankfurt am Main: Insel Taschenbuch (Hrsg. von Gotthard Erler und Rudolf Mingau) 1989, S. 91.
- 10 Theodor Fontane: Vor dem Sturm. Roman aus dem Winter 1812 auf 13, Frankfurt am Main: Insel Taschenbuch (mit einem Nachwort von Hugo Aust) 1982, S. 492.
- 11 Das Gutachten wurde postum gedruckt, siehe Friedrich Wilken: Über das s. g. Vaticanum Lehninense, in: Allgemeine Zeitschrift für Geschichte 6 (1846), S. 176–191.
- 12 Zur Medaille, ohne den hier aufgezeigten historischen Kontext, siehe Julius Menadier: Schaumünzen des Hauses Hohenzollern (Königliche Museen zu Berlin), Berlin 1901, Nr. 389.
- 13 So Friedrich Holtze jun.: Sellos Lehnin, in: Zeitschrift für Preussische Geschichte und Landeskunde 19 (1882), S. 311–327, hier bes. S. 326.
- 14 Die „Schubkräfte“ dieses Konfliktes auf die bildende Kunst und Architektur in Preußen verkennt Jürgen Krüger: Rom und Jerusalem. Kirchenbauvorstellungen der Hohenzollern im 19. Jahrhundert, Berlin 1995.
- 15 Mit zahlreichen Beispielen siehe Tacke, wie Anm. 7 und, auf ein Einzelbeispiel bezogen, die ausführliche Studie von Frank Matthias Kammel: Sankt Michael zu Berlin. Gestalt und Schmuck eines Kirchenbaus im 19. Jahrhundert, in: Jahrbuch der Staatlichen Museen zu Berlin, Forschungen und Berichte 31 (1991), S. 243–268.
- 16 Siehe M. Winter: Der Kampf um das Klosterformat, in: Deutsche Bauhütte 5 (1901), S. 101–102, mit Beispielen, der im Klosterziegel errichteten öffentlichen Bauten.
- 17 Centralblatt der Bauverwaltung 22 (1902), S. 517.
- 18 Märkische Volkszeitung vom 3. März 1889. Der Artikel ist der Auftakt zu der über mehrere Wochen gedruckten Serie „Aus alten Kirchen der Mark“, siehe die Zeitungsausgaben vom 3. März, 10. März, 17. März, 24. März, 31. März, 7. April, 14. April, 21. April und 28. April 1889.
- 19 Fontane: Vor dem Sturm, wie Anm. 10, S. 40.

Abbildungsnachweis

Landesbildstelle Berlin: 1, 2

Andreas Tacke: 3, 4

Staatliche Museen zu Berlin, Preussischer Kulturbesitz - Münzkabinett: 5, 6